Balthaser Nebelkrähe.

Humoreske von Emil Beyer.

Um mein sechstes Jahr herum machte ich die Entdeckung, daß ich Balthaser Nebelkrähe hieß. An diesem Unglück war natürlich nur mein Vater schuld, denn meine Mutter hatte früher den ganz unverfänglichen Namen Müller geführt. Welche Seligkeit, Müller zu heißen! — Der Schuldirector lachte, als ich ihm vorgestellt wurde, jedermann wollte sich ausschütten vor Lachen wenn er meinen Namen hörte und machte schlechte Späße darüber. In der Schule mußten wir alle Morgen einer nach dem andern unsern Namen nennen zum Zeichen, daß wir alle da waren. Wenn dann die Reihe an mich kam, wenn ich mich erhob und unter lautloser Stille der Klasse mit Todesverachtung mein „Balthaser Nebelkrähe" hervorstieß, so erhob sich jedesmal ein unheimliches Zischen, Glucksen und Prusten ringsherum, und ich hätte gewünscht, meinem Name Ehre machen und mich zum Fenster hinaus hoch in die Lüfte schwingen zu können. Aber der Name allein thut es eben nicht. — Meine Mitschüler nannten mit „Krebelnähe" oder „Nähkrebel" oder „Krähnebel", weil sie wußten, daß ich mich darüber ärgerte. Mein Name lief gleichsam wie ein Hanswurst hinter mir her und verhöhnte mich. Ich bewunderte meine Mutter, die den Muth gehabt, einen Mann, welcher mit einem solchen Namen behaftet war, zu heirathen. Eine zweite solche Frau gab es sicherlich nicht. Auf eins hatte ich noch im Stillen meine Hoffnung gesetzt. — Ich wußte mir die Adreßbücher der bedeutendsten Großstädte Deutschlands zu verschaffen und schlug gierig den Buchstaben „N" nach — vergeblich! Es gab nur eine Nebelkrähe in der Welt und das war ich! Ich würde der Märtyrer meines Namens werden. —

Das ist aber leichter gesagt als gethan. — Ich war zum Jüngling herangewachsen und hatte als solcher großes Interesse für die jüngere Damenwelt. — Täglich begegnete ich einem jungen Mädchen, welches mir außerordentlich wohl gefiel; sie erröthete jedesmal, wenn sie mich erblickte, und ich hatte gehört, daß dies ein gutes Zeichen sei und eine Ermuthigung für den männlichen Theil bedeute. Später traf ich sie in Soireen und öffentlichen Gärten und meinem inneren Drange folgend näherte ich mich ihr. — Mit einem undeutlichen Gemurmel stellte ich mich vor; sie führte mich sittsam an den Tisch, wo ihre Eltern saßen; ich wiederholte mein Gemurmel, wurde ersucht Platz zu nehmen und bald saßen wir in angenehmer Unterhaltung. — In seliger Vergessenheit verlebte ich einige glückliche Stunden, erst beim Abschied gab es mir wieder einen Stich durchs Herz. — „Leben Sie wohl, liebes Fräulein Feli!", — so hieß sie nämlich mit Vornamen, wie ich gehört hatte. „Gleichfalls, Herr — eh". — „Na guten Abend, Herr — eh!?" — „Lassen Sie sich mal wieder sehen, wir sind oft hier, Herr — eh!" —

„Wie heißt er eigentlich?!" — hörte ich noch im Weggehen alle drei zugleich fragen. Ich verschwand schleunigst.—

Aber was nun! Sollte ich schreiben? Dann war natürlich alles aus. Uebrigens kannte ich weder Namen noch Adresse. Der Alte hatte wohl in der ersten Ueberraschung vergessen meine Vorstellung zu erwiedern. Endlich beschloß ich, das Mädchen noch einmal aufzusuchen und zugleich für immer Abschied zu nehmen.

An einem der ersten Abende trafen wir uns in demselben Garten. „Fräulein Feli", begann ich, „es muß sein! Etwas Fürchterliches trennt uns für ewig!" Erst sah sie mich verstört an; dann wurde sie feuerroth und senkte den Blick. Ist es vielleicht — der Name — ?" flüsterte sie.

„Ha, Sie wissen also? — Nun denn, ja, es ist mein Name—"

„Ihr Name?! Mein Name!"

„Mein Name, Ihr Name — mein Fräulein, verwechseln Sie um Gotteswillen die Namen nicht, es würde Ihr Unglück sein!"

„Das ist noch sehr die Frage", meinte sie ganz leise. „Sie müssen fürchterlich heißen," erwiderte ich erschüttert; „aber das allein kann mich retten! Seien wir offen", schrie ich wild, um mir Muth zu machen und packte ihren Arm, „heraus damit! ich heiße—Balthaser—Nebelkrähe!!"

„Ophelia Gänseklein!" flüsterte sie verschämt—wir lagen uns in den Armen!"—

So wurde sie meine Frau, Ophelia Nebelkrähe, geborene Gänseklein.—

Wie wunderbar sind des Schicksals Wege!

— Vorzügliche Empfehlung. Hausfrau (zum stellesuchenden Kindermädchen): „Es wird jetzt noch darauf ankommen, ob meine Kinder Sie gern haben werden." Mädchen: „O, darum keine Sorge! Die Jungen von meiner vorigen Herrschaft waren nie aus der Küche herauszubringen." Hausfrau: „Wie alt waren denn die Jungen?" Mädchen: „Nun, so zwischen achtzehn und fünfundzwanzig."

— Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Sie haben die Dame erst angebettelt, bevor Sie ihr das Geldtäschchen raubten?" — Angeklagter: „Freilich, Herr Amtsrichter — ich hätt' ja sonst nicht gewußt, wo's steckt!"

— Wurst wider Wurst. Patient: Herr Doktor, ich habe Sie rufen lassen, doch muß ich Ihnen gleich bemerken, ich habe nichts das geringste Vertrauen zu den Aerzten. — Arzt: Ach, das thut nichts, der Esel hat zum Thierarzt auch kein Vertrauen und wird doch von ihm kurirt.

Die weiße Sklavin.

Von Agnes Schöbel.

Fräulein! Bitte, bitte rechnen Sie mir doch die dummen Exempel heraus! Ich werde nicht fertig damit!"— „Fräulein! Möchten Sie mir nicht den Knopf hier an meinen Schuh nähen?" — „Fräulein! Wann ist ganz bestimmt der jüngste Tag?" — „Fro—i—lein!" wimmert's jämmerlich aus einer Ecke hervor. „Helfen Sie mir doch, ich habe solche Zahnschmerzen, bitte, bitte, Fro—i—lein!"—Ein fünftes Stimmchen, das noch nicht in artikulirten Lauten sein dringends Verlangen nach „Fräulein" auszudrücken vermag, erhebt sich voll schmetternder Kraft aus einem Wiegenbettchen.

Das vielberufene „Fräulein", eine allerliebste Blondine mit beweglichen Gliedern und munteren Augen, hält sich lachend die Ohren zu. Dann erwärmt sie rasch eine der luftdicht verschlossenen Flaschen und trägt sie zu Baby. Sofort verstummt das rosige, kleine Geschöpf. Wohlig dehnt's die wie aus Wachs geformten Gliederchen zwischen den gestickten Kissen.

Die Thür des Nebenzimmers öffnet sich. Eine mit raffinirter Eleganz gekleidete junge Frau tritt herein und nickt befriedigt. „So recht, mein liebes Fräulein! Baby bedarf Ihrer am meisten! Auch beruhigt's mich, die Kleine nicht fortgesetzt in den Händen des ungebildeten Kindermädchens zu wissen!"

Ein Räuspern der Verlegenheit. „Sagen Sie, liebstes Fräulein, ginge es nicht an, daß Sie Baby heute auf den Spaziergang mitnähmen? Im Kinderwagen ist das ja so leicht! Anna wird schwerlich abkommen können — Sie wissen, daß heute mein Jour ist!" Sie nestelt an ihrem Handschuh „Und noch eins — es sind, glaube ich, ein paar Batistbezüge von Baby zum Durchwaschen da. Von so einem winzigen Geschöpfchen rechnet das ja kaum. Und mein Spitzenneglige nehmen Sie gewiß auch gleich dazu". Die schöne Frau lächelt überwältigend liebenswürdig: „Sie sind ja eine Tausendkünstlerin, eine Perle — wir wissen das! Sie erwerben sich wirklich Himmelslohn, wenn Sie einer vielgeplagten Hausfrau hin und wieder beistehen!" Sie schiebt klagend die Brauen zusammen. „Gott! Allein die Sorgen um die Kinder! Und die geselligen Verpflichtungen, der große Hausstand! Sie haben's gut, Sie können jetzt in den schönen Thiergarten spazieren gehen — ich habe noch eine Welt zu erledigen bis zum Abend! Vergessen Sie übrigens nicht Ihre Häkelei, liebes Fräulein! Die Lore braucht so nothwendig Einsätze an die Hemdchen. Auf dem Rückweg könnten Sie ja bei Josty petit four aussuchen und auch etwas feines Obst mitbringen. Sie haben wohl die Güte, die Kleinigkeit auszulegen? Transportiren Sie nur Alles im Kinderwagen, damit Sie keine Last haben!"

Sie beugt sich über Baby, das mit mächtig aufgeblasenen Bäckchen an seiner Flasche saugt. „Lebe wohl, Darling! Wie gern bliebe ich bei dir!" seufzt sie abschiednehmend, wirft dem Fräulein noch hin: „Ich darf doch darauf rechnen, daß Sie heute Abend den Thee bereiten? In Ihrem netten rosa Kleidchen?"

Dann rauscht sie zur Thür, um sich dort noch einmal umzuwenden. „Sie sind gewiß so liebenswürdig, während des Spaziergangs mit den Kindern französisch zu sprechen? An ein flottes Klavierstück für Lore, zu Papas Geburtstag müssen wir auch bald denken."

Sie winkt grüßend mit der Hand. Fünf Minuten später steigt sie unten in die bereitstehende Equipage.

Fräulein macht sich nun daran, dem zehnjährigen Kurt bei seinen Exempeln zu helfen, d. h. sie rechnet sie ihm fix und fertig aus, während er aus seinen Taschen „gespartes", alias von der Tafel gestohlenes Naschwerk in den Mund stopft. Dazwischen beantwortet Fräulein hundert Fragen der um sie herum lungernden Kinder, entscheidet die wichtigsten Bedenken, z. B. ob der Puppe Flora Blau oder Rosa besser steht, ob Fritz Zuckerbäcker oder Droschkenkutscher werden soll, radirt aus Lore's Extemporaleheft drei Tintenflecke „unsichtbar" aus und geht dann an die unlösbare Aufgabe, ihre fünf Pflegebefohlenen zum gewohnten Spaziergang menschenwürdig herzurichten. Die zwei wilden Buben „kratzen ihr aus" — sie muß sie zuvörderst einfangen. Bei der tollen Jagd durch sämmtliche Räume zerbricht eine von Mamas kostbaren japanischen Vasen.

„Fräulein hat Schuld!" declamiren die kleinen Uebelthäter unisono. „Wenn sie uns nicht gejagt hätte, wäre die Vase nicht kaput gegangen." Mit vor Schreck erblaßtem Gesichtchen räumt Fräulein die Scherben fort — dann beginnen die „Waschungen". Unter fürchterlichem Gebrüll sämmtlicher Kinder! Klaus rauft dem Kurt einen Büschel Haare aus. Lore mengt sich dazwischen und „kriegt tüchtig eins ab." Das neckische Alischen hat sich inzwischen als Junge verkleidet. Lore will infolgedessen auch was Besonderes haben und macht sich „fubbe doll fein."

Inzwischen hat Baby, als die Personifikation gesättigten Reichthums, angehoben, ungeduldig nach Abwechselung zu brüllen. Fräulein weiß zum hundertstenmale am Tage nicht, ob ihr armer Kopf noch zwischen den Schultern steht.

Unter Bitten, Drohen und eifriger Thätigkeit erreicht es die Vielgeplagte endlich, daß die kleine Karawane fertig zum Aufbruch ist.

Nun gilt es, den Kinderwagen die Treppe hinunter zu bugsieren. Der Diener, zugleich Kutscher, dem dies Geschäft sonst obliegt, hat Dienst bei der gnädigen Frau. Klaus und Kurt sollen angreifen, Fräulein nimmt das jauchzende Baby auf den Arm. Ein Krach, ein markerschütternder Schrei! Klaus hat dem hilfreichen Akt ein turnerisches Kunststückchen beizugesellen versucht und dabei sich den Bruder und den Wagen zu Falle gebracht. Babys Fläschchen, sowie der Elfenbeinschiebegriff sind die Opfer — an den Schläfen der Brüder erheben sich prangend zwei feuerrothe Beulen. „Wie so'n Orden," meint Klaus humoristisch.

Mit gedämpfter Fröhlichkeit bewegt sich fünf Minuten später der kleine Zug am Canal entlang. Fräulein schaut träumerisch zu den lichten Schleiern empor, welche der Frühling über die herrlichen, alten Kastanienbäume des Quais geworfen hat.

Da erwacht in Baby die Marotte, „genommen" sein zu wollen — verzweiflungsvoll neigt es sich über den Rand seines seidegepolsterten Gefängnisses. In Fräuleins Blick erstirbt das Leuchten, sie bückt sich zu dem reizenden Quälgeist, Klaus benutzt die Zeit, um über die Balustrade des Weges zu steigen und so knapp am Grate des Quais einherzubalanciren, als wolle er sich etwa zum Gemsenjäger ausbilden. Die kleinen Mädchen streifen indessen ihre Hütchen ab und beginnen mit geradezu verklärten Blicken Sand aufzuheben, um ihn sich gegenseitig in die goldenen Locken zu streuen! Die Thränen in den Augen, Baby auf dem Arm, springt Fräulein dem kleinen Wagehals nach — währenddessen tollt Kurt mit dem leeren Wagen davon.

Unter Beschwörungen gelingt es Fräulein endlich, ihre Herde an den Goldfischteich zu leiten. Die „spielenden" Bemühungen, das geliebte Deutsch zu verbannen, scheitern an einem vierfachen Hohngelächter. Doch bringt das Füttern der goldenen Fischchen Beruhigung — die kleinen Peiniger verwandeln sich in die holdesten Geschöpfe der Welt, Baby jauchzt zum leise erglühenden Abendhimmel empor — Fräuleins Gesicht strahlt. Sie kann nun beruhigt häkeln.

Sogar der Aufbruch und Rückgang gestaltet sich erträglich — bis auf einige Invasionen der Knaben in die bei Josty erstandenen Düten.

Zu Hause angekommen, gilt es, die drei Jüngsten mit List in Morpheus Arme zu betten und dann — dann ist es Zeit für Fräulein, Toilette zu machen, d. h. sie vertauscht ihr schlichtes Hauskleid mit einem netten, rosigen Batistfähnchen. Das junge Mädchen steht vor dem Spiegel, ein Leuchten in den tiefen, blauen Augen, über dem blonden Scheitel ein Flimmern von Heiligkeit und Poesie — heute Abend, im Salon der Gnädigen, soll sie ja ihn wiedersehen, ihn, den einzigen Menschen, der sie nicht „Fräulein" nennt, für den sie mehr ist als etwa eine Nummer oder ein genereller Begriff. O, jener erste Abend, an dem sie ihm hat erzählen dürfen von ihrer armen Kindheit, von der langen Todeskrankheit des Vaters, von ihrer Sehnsucht, sich zur wissenschaftlichen Lehrerin auszubilden, von dem Scheitern all ihrer Pläne an des Vaters Sterbebett! Von ihren ersten bösen und traurigen Erfahrungen, als „Fräulein", als gebildetes „Mädchen für alles!" O, jener erste Abend, an dem noch so unendlich viel Wichtiges passirte!

Klinglingling! Hell und scharf schrillt die Glocke der Gnädigen. Die schwebenden, leuchtenden Träume zerstieben, Fräulein beeilt sich, die letzte Hand an die Toilette ihrer Herrin zu legen.

Des jungen Mädchens einfach liebliche Erscheinung verschwindet neben diesem üppig schönen Frauenbild. Jetzt ist die „gequälte Hausfrau" nicht mehr „abattue", nicht mehr „nervös". Strahlend in dunklem Feuer blicken ihre Augen unter der rothflimmernden Haarkrone, die weichen Glieder regen sich geschmeidig, von feiner Seide bedeckt, wie von einer leuchtenden Schlangenhaut.

Im Salon. Aus phantastischen, gläsernen Kelchen brennen die elektrischen Flammen hervor. Orangegelb und feurigroth sind die Lampen verschleiert. Der Duft von frischen Blumen und das Parfum, welches die Kleider und Haare eleganter Frauen ausströmen, schwebt durch den Raum. Zwischen der Pracht der japanischen Einrichtung liegen lange und glitzernde Schleppen träge umher. Die Damen, die von Cavalieren umgeben, in den Sesseln lehnen, halten in den arbeitsscheuen Händen Theetassen, welche das „Fräulein" ihnen präsentirt hat, das sie dafür vollkommen als Dienstboten behandelt oder vielmehr übersehen haben.

Die Hausfrau singt, singt Volkslieder mit so erschütterndem Ausdruck, als trüge sie wirklich ein Herz in der Brust! Sie singt von dem armen Kinde, das nicht Vater, nicht Mutter hat, das durch die Welt irrt, elend, verstoßen, gott- und menschenverlassen!

Und in der Ecke des goldstrahlenden Salons, neben dem mit Silber und kostbarem Porzellan überladenen Theetisch steht das „Fräulein", nicht selten einsamer unter Menschen als das Heidekind in der öden Weite — die weiße Sklavin des neunzehnten Jahrhunderts! Wer erbarmt sich ihrer? Wer singt von ihrer heimlichen Noth in Tönen, die ans Herz greifen?

Rauschender Beifall überschüttet die junge Frau am Ende ihres Vortrags— in den Augen einiger Zuhörerinnen funkeln Thränen — falsche Diamanten! Mit ernster Miene erhebt sich der Mann, welcher die Begleitung gespielt hat. Sein Gesicht ist goldig verbrannt, wie das Aller, welche längere Zeit in der Nähe des Aequators gelebt haben. Dreimal hat er Afrika durchquert, der berühmte Forscher, berühmt nicht nur wegen seiner Eroberungen für die Wissenschaft, berühmt auch wegen der Menschlichkeit, die er den unglücklichen Schwarzen bewies. Ob er im dunklen Erdtheil härtere Sklaverei antraf als bisweilen in den vom Lichte der Intelligenz durchstrahlten Europa, der Hochburg der Cultur?

Mit freundlichem Gruß tritt er zu dem Fräulein und bittet um eine Tasse Thee aus ihren Händen. Das gefrorene Lächeln, die spitzen Blicke der Damen übersieht er.

Roth vor Freude und glückstrahlend schaut die Kleine zu ihm auf. Sie lacht, sie plaudert.

„Vergessen Sie auch nicht ganz Ihre Pflicht, Fräulein?" Hell und scharf hat es dieselbe Stimme gerufen, welche noch vor Minuten so herzzerreißend um ein dem Elend der Welt preisgegebenes Geschöpf klagte.

Hastig fahren die von schwerer Arbeit ungefüge gewordenen, zersprungenen Hände des Fräuleins zwischen dem feinen Porzellan umher — ein trockenes Klirren, die eine der kostbaren japanischen Tassen ist zerbrochen.

Mit funkelnden Augen, aller Herrschaft über sich selber bar, kommt die schöne Hausfrau herüber. „Mein Gott, werden Sie es denn nie lernen, mit fremden Eigenthum behutsam umzugehen, Fräulein! Ueber die Vase, welche heute Nachmittag entzwei ging, verlor ich kein Wort, obgleich deren Werth nebenbei mehr beträgt als Ihr ganzer Jahreslohn", sagt sie mit gedämpfter Stimme.

Sie hat das Wort „Lohn" gewählt, nicht Gage, nicht Honorar, sondern Lohn!

Das Fräulein fühlt etwas in sich aufwallen — sie will die Stimme erheben, aber sie bezwingt sich. „Die Vase zerbrach Klaus, nicht ich", vertheidigt sie sich einfach.

„Mein Sohn mag die physische That begangen haben, die psychische Urheberin sind Sie, mein Fräulein", entgegnet die Herrin scharf. „Kinder sind wild und unbedacht, an Ihnen ist es, ihre kleinen Unarten zu verhüten, Sie müssen Gedanken haben für die Kleinen, sie von unnützem Thun ablenken."

Die eleganten Zuhörerinnen dieser weisen Rede nicken der vollendeten Erzieherin befriedigt zu. Und mit fromm emporgeschlagenen Augen fährt die in allen Sätteln gerechte Frau fort: „Du lieber Gott, können Sie denn nicht wenigstens in den paar Stunden, da mich anstrengende Pflichten von meinen Kleinen abziehen, ihnen die Mutter ersetzen, Fräulein?"

Bleich bis in die Lippen steht die Gemaßregelte da. Zurechtgewiesen vor der Gesellschaft, vor ihm! Er sollte nur die „Pflichten", die „paar Stunden" der Gnädigen kennen! Tag und Nacht hat sie, das Fräulein, dem man alles aufpacken darf, nicht Ruhe vor den „reizenden Unarten" der lieben Kleinen!

Die schöne, zürnende Frau wendet sich ab. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie für die Tasse einzustehen haben werden", ruft sie noch über die Schulter und lächelt dann einem neu hinzugekommenen Gaste entgegen.

Eine brennende Thräne fällt auf die zerbrochene Spielerei. Für die bedürftige, halbgelähmte Mutter hat das „Fräulein" sich eine kleine Summe abgespart; ob sie ausreichen wird, diesen Tand zu ersetzen?

Auf der Stirn des jungen Forschers haben sich tiefe Falten gebildet. Er tritt zu seiner Cousine. „Um Verzeihung, liebste Nora! Würden Sie mir gestatten, Ihren Schmerz zu heilen? Ich werde Ihnen morgen genau so ein Täßchen wie das zerbrochene zu Füßen legen, ich habe es selber aus Japan mitgebracht!"

Inzwischen ist aus dem Kreis der eleganten Damen ein junges Mädchen herausgetreten. Sie streckt zwei weiche, weiße Hände aus. „Darf ich Ihnen beim Präsentieren ein wenig helfen, liebes Fräulein — wie heißen Sie? Erika? Welch lieblicher Name! Ich heiße nur Klara." Sie dämpft ihre Stimme ein wenig. „Gewiß machen Ihnen die wilden Kinder den Tag über tüchtig zu schaffen, und Sie sind abgespannt, bitte, bitte, lassen Sie mich —"

Und mit bezaubernder Gewandtheit übernimmt Fräulein von Bergen Erikas Amt. Die Anwesenden sind entzückt — der junge Forscher ist von neuem zu dem „Fräulein" getreten, auch seine Blicke folgen wohlgefällig dem schlanken Mädchen, das sich nicht schämte, einer „Enterbten der Gesellschaft" Herz zu zeigen.

Erika ist glücklich. Unter ihren Augen entzünden sich kleine, rothe Flämmchen. Andächtig fast lauscht sie dem, was ihr der Freund erzählt von fernen Welten, von fremden Sternen und Menschen. Wie wilde Märchen klingt es.

Und dann spielt er dem „Fräulein" am Flügel ein paar arabische Volkslieder vor — kriegerische, waffenklirrende Weisen. Zum Schluß spielt er eine kleine, unscheinbare Melodie in gedämpften, heimlichen Tönen. „Die ist mir gefolgt aus der Heimath, ist immer bei mir gewesen — meine Mutter hat sie gesungen," flüstert er.

Erika beugt sich zu ihm herab — erröthend, leise gesteht sie, daß es ihr Wiegenlied gewesen, das er soeben gespielt.

Wie ein Hauch schweben die Töne um die beiden her. Da rauscht's von Seide anspruchsvoll und weltlich hinein in den heiligen Moment, da zwei Menschenherzen sich zu einander neigen.

„Fräulein! Es ist Zeit, nach den Kindern zu sehen und für Morgen alles Nothwendige vorzubereiten," erklingt mahnend die Stimme der Hausfrau. Mit bezauberndem Wohllaut fährt sie dann fort: „Liebster Alexander, wir gehen bald zu Tische, ich habe Ihnen den Platz neben meiner Schwester Klara aufgehoben. Vielleicht erlösen Sie die Kleine jetzt ein wenig von dem Amte des Präsentirens!"

„Fräulein" verschwindet. Niemand als der Doctor bemerkt ihren verlegenen Gruß. Sie geht zu den Kindern. Lange, in holdes Träumen versunken, sitzt sie an Babys Bett, und als sie endlich den Kopf auf ihr Kissen legt, da singt ein armes, kleines Lied sie zur Ruhe.

Im Speisesaal herrscht inzwischen jener lustige Lärm, welchen eine vergnügte Tafelrunde hervorbringt. Auf dem Schoße der Hausfrau macht sich ein wie aus Flaumfedern zusammengewehtes Etwas breit, Siff, der verhätschelte Malteser. Er darf stets mit den Herrschaften speisen —das „Fräulein" an Gesellschaftstagen nicht!

Die Schwester der Hausfrau zieht laut und ungeniert den Vergleich. „Gott, wie beklagenswerth solch armes Ding von Fräulein ist!" fügt sie hinzu. „Sie ist doch eigentlich Erzieherin, Klavierlehrerin, Kindermädchen, Näherin, Zofe, Dienstmagd, Gesellschafterin in einer Person!"

„Aber alles nur halb!" wirft die Hausfrau äußerst sanftmüthig ein. „Wenn ich z. B. an Fräuleins Französisch denke!"

Der junge Forscher läßt seine Gabel auf der Fingerspitze balancieren. „Vermuthlich hat sie nicht die Mittel gehabt, es in Paris zu studiren! Da Sie aber so perfekt darin sind, liebste Nora—"

„Soll ich vielleicht die Kinder unterrichten!" ruft die schöne Frau klagend. Sie betrachtet ihre sammetweichen, mit Edelsteinen bedeckten Finger. „Ja, wozu ich alles Zeit aufbringen muß! Der Wirthschaft vorstehen, die Kinder erziehen, repräsentiren, Gesangstudien machen au fait bleiben über den Stand der Künste, mich fortbilden — mein Gott! Solch Fräulein hat gar keine Verantwortung, sie kann in den Tag hineinleben— "

„Ich finde es schon furchtbar traurig, so ohne Namen durch die Welt zu gehen und von Niemandem als Persönlichkeit geachtet zu werden," entgegnet Fräulein Klara. „Allen übrigen Angestellten sind die Grenzen ihrer Pflichten scharf gezogen. Nur das „Fräulein" hat fortwährend die Functionen anderer zu übernehmen, wird unausgesetzt zu niedrigen Dienstleistungen mißbraucht."

„Der Fluch der Halbbildung, liebste Schwester!"

Der Forscher hat voller Freude den Worten des jungen Mädchens gelauscht. Das Gespräch zwischen den beiden wird immer lebhafter. Wohin es sich wendet, trifft es auf gemeinsame Interessen. Den ganzen Abend bleibt der ernste Mann neben seiner klugen, muthigen Tischdame, er begleitet sie bis an ihr Haus.

Und in der nächsten Zeit findet er sie durch Zufall oder durch Vermittelung gütiger Nebenmenschen an seine Seite geschoben. Der Frühling bringt ja so viele Ausflüge, routs, Gartenfeste, gesellige Zusammenkünfte! Auch innerlich kommen sich die zwei Menschen immer näher. Mit offener, schöner Herzlichkeit erfreut sie sich an der kühnen Männlichkeit seines Wesens, die jeder Gefahr in einem harten Leben trotzte, ihm wird die reine Menschlichkeit, die klare Harmonie, die aus ihrer Seele hervorströmt, immer theurer.

Sie liebt ihn, weil er Gefahr bestand.

Er liebt sie um ihres Mitleids willen, um jenes Mitleids willen, das sie der gesammten leidenden Creatur entgegenträgt, das sie ihm so wahlverwandt macht.

Die vorsichtige Schwester Fräulein Klaras verhütet sehr sorgfältig ein Wiedersehen zwischen ihrem Vetter und dem „Fräulein". Längst hat sie den berühmten jungen Forscher zu ihrem Schwager auserkoren. Ihr kann er schließlich gleich sein, an welcher Angel er gefangen wird. Sie hält Klaras Philanthropie für ein raffinirtes Kokettiren.

Erika weint sich Nachts die Augen wund. Sie begreift's nicht, weshalb die Gnädige jetzt immer selber den Thee macht an ihren Jours.

Und eines Morgens, während sie „aus besonderer Liebenswürdigkeit und weil sie so reizend geschickt zu allem ist," der schönen Herrin Goldhaar frisirte, gleitet ihr Blick wie zufällig über eine gestochene Karte, die zwischen dem Krystall des Toilettentisches liegt —

Dr. Alexander Wiedenhöfer,
Klara von Bergen,
Verlobte.

steht auf der Karte.

Eine Saite in Erika's Innern zerspringt, ein frohes Zukunftslied verstummt. Sie hat ihn geliebt! Und er? Er hat sich ihrer nur erbarmt, weil sie das „Fräulein" ist, eine Sklavin in seinen Augen!

Stumm, mit zitternden Fingern wirrt sie die schimmernden Haarfäden auseinander und formt eine Krone daraus auf dem Haupte ihrer Herrin. Triumphirend ruht der Blick der schönen Frau auf dem erblichenen Gesicht dieser anmaßenden Person, welche sich wahrhaftig eingebildet hat, mit ihrer Schwester zu rangiren!

Fest und beherrscht verläßt Erika den schwülen, parfümirten Ankleideraum.

In ihrem Zimmerchen liegt sie dann auf den Knieen, unter unhemmbar heißem Weinen ihre erste und letzte Lebenshoffnung begrabend. Stundenlang schluchzt sie, all ihrer Pflichten vergessen, bis endlich der Gesang der Gnädigen, der das vornehm stille Haus durchhallt, sie mahnt, daß es ein Uhr ist, Zeit, die kleinen Mädchen aus der Schule abzuholen.

Die schöne Frau singt „vom lichten Maien, der lindert alle Herzensnoth —"

* * *

Noch vor der Hochzeit des jungen Paares giebt Erika ihre Stellung auf. Von ihrem Gesicht ist die Jugendblüthe verschwunden, sie altert rasch. Von Haus zu Haus zieht sie als „Fräulein", immer belasteter, immer abgehetzter, immer fremdloser. Keine Stunde gehört ihr, kaum ein Gedanke. Sie weiß es schließlich nicht mehr, daß auch für sie Menschenrechte erschaffen wurden. Sie hat nur Pflichten, sie ist verdammt, „Fräulein" zu sein bis an's Ende ihrer Tage...

Einst und Jetzt.

Der „Fortschritt der Cultur" macht nach langen Zeiten der Stetigkeit sprunghafte Bewegungen, durch welche Großeltern und Enkel in ihren Daseinsbedingungen weit auseinandergerissen werden. Es fällt thatsächlich uns Enkeln schwer, das Leben der Großeltern zu verstehen. Als Beispiel dafür und gewissermaßen als ein Zeuge, der aus der Vergangenheit spricht, mag ein Auswandererbrief aus dem Jahre 1817 dienen. Wie so sehr verschieden von heute war die Auswanderung nach Amerika zu Anfang dieses Jahrhunderts! Damals vermiethete ein Schiffseigenthümer einem Agenten gegen einen festen Preis das Zwischendeck, wogegen dieser Menschenfracht einladen mochte, so viel ihm beliebte. Bis zum Jahre 1819 war das Zwischendeck bei Auswandererschiffen um nichts besser, als das der Sklaven- oder Kulischiffe; man packte die Auswanderer gerade so zusammen und kümmerte sich so wenig um sie, wie bei den unglücklichen Wesen, die man aus Afrika oder China auf den Markt brachte. Der Aufenthalt und die Zusammenpferchung in den verpesteten Räumen und die schlechte Ernährung verursachten eine ungeheure Sterblichkeit an „Schiffsfieber" und Hunger-Typhus. 10 Procent Todesfälle waren etwas Gewöhnliches, 20 Procent nichts Unerhörtes; es kamen Fälle vor, in welchen unter 1200 Reisenden 400 begraben wurden, bevor das Schiff den Hafen verlassen hatte. „Sollte einer der Passagiere," heißt es in einem Ueberfahrtsvertrag, „auf der Reise mit dem Tod abgehen, so soll die Familie eines solchen, wenn er von hier aus über die Halbscheid des Weges stirbt, verpflichtet sein, seine Fracht zu bezahlen, stirbt er aber auf dieser Seite des Halbwegs, soll der Verlust für Rechnung des Capitäns sein." Die Ueberfahrtspreise waren hoch; sie betrugen 140 — 200 holländische Gulden. Da die armen Auswanderer solche Beträge nicht aufbringen konnten, so war es üblich geworden, für die Ueberfahrt nichts zu verlangen, sondern sich dadurch bezahlt zu machen, daß man sie nach der Ueberfahrt in zeitliche Knechtschaft verkaufte. Das hatte den doppelten Vortheil, daß die Auswanderer während der Ueberfahrt noch willenloser und anspruchsloser dem Commando des Capitäns preisgegeben waren, sowie daß man wegen des „Risikos" die Fahrpreise oft um 100 Procent erhöhen konnte. Junge Leute fanden immer einen guten Markt, alte kränkliche Personen und Kinder waren schwerer anzubringen. In solchen Fällen, sowie bei Todesfällen während der Ueberfahrt hatten die kräftigen oder überlebenden Familienglieder auch für die Schuld der anderen aufzukommen, ihre Knechtschaft also um so viel Jahre auszudehnen. Erwachsene hatten drei bis vier Jahre zu dienen, Kinder von zehn bis fünfzehn Jahren bis zu ihrer Volljährigkeit. Einmal verkauft, waren sie ihrem Herrn preisgegeben, der sie, konnte er die Arbeitskraft nicht länger gebrauchen, wieder veräußerte, so daß es tägliches Vorkommniß war, daß auf diese Weise ganze Familien für immer getrennt wurden. Kurz, das ganze System des Abverdienens der Ueberfahrtskosten war Sklaverei, die den Auswanderer als erste Segnung der „Freiheit" begrüßte. Etwas besser erging es im Allgemeinen dem Schreiber des Briefes, dem folgende Stellen entnommen sind, einem Manne, der im Winter des harten Noth- und Hungerjahres 1816 — 17 aus Emmendingen in Baden auswanderte.

„In Amsterdam, wo ich auf das Schiff kommen bin, war ich noch schuldig 284 Thaler, jetzt, wo wir vor Nephlies kommen sind, so werden viele Leut ausgelöst, aber mich hat Niemand wollen lösen mit meiner großen Schuld, sammt meinen Kindern, jetzt kamen aber zwei Kaufherren von Baldimor und wollen meine zwei Buben haben, und so weil ich mir nicht mehr hab wissen zu helfen, so habe ich sie gelassen, und meine Buben sind aber auch recht gerne gegangen, und sind Beide gleich mit ihnen fort nach Baldimor, da ist mir vor sie 112 Thaler bezahlt worden, aber sie müssen bei ihnen bleiben, bis sie 21 Jahre alt sind, ich habe aber vorbehalten, daß wenn ich unter der Zeit das Geld ihnen wieder kann zurückgeben, daß ich meine Kinder wieder kann an mich ziehen. Am 22. Hornung starb mein liebes Kind Sibylle. Da hat mein Kind sollen in das Wasser begraben werden, weil man mit keinem Schiff an das Land kommen kann von wegen dem Eis. Da habe ich aber mein Kind genommen und bin über eine Meile weit über das Eis geloffen, wo ich nicht alle Tritten gewußt habe, wenn es mit mir untergeht, aber ich habe den Todtengräber und Pfarrer selbst müssen machen, bei meinem lieben Kind, wo ich in Amsterdam, so wahr als mich Gott erschaffen hat, hätte können 1000 Gulden von ihnens haben von einem reichen Kaufmann, der gar kein Kind hat und hätte ihnens aufgenommen vor sein eigen."

Im März endlich brach das Eis und das Schiff kam nach Baltimore. Er wurde von einer Metzgerfrau ausgelöst und konnte bei ihr auch seine Frau und die übrigen Kinder bei sich behalten. Wenigen mochte es so gut gegangen sein, wie dem Schreiber jenes Briefes. Denn es sind Beispiele überliefert, wonach die Verkauften schlimmer behandelt wurden, als das Vieh, und mit Schlägen und Tritten zur Arbeit getrieben wurden. Aber doch durfte Niemand ohne Entschädigung aus seiner Knechtschaft austreten. Wer in seiner Verzweiflung entlief, wurde eingefangen und hatte für jeden Tag seiner Abwesenheit eine Woche, für jede Woche einen Monat, für jeden Monat ein halbes Jahr länger zu dienen. Glücklich waren jene, denen es ging, wie einem russischen Hauptmann, der über eine Woche unverkäuflich geblieben, als „schwerer Ballast" auf dem Schiff geblieben war, bis ihn der Capitän an's Land schickte und ihm auftrug, sich mit 50 Procent Abschlag im Kaufpreise auszubieten. Da er aber außer der Kunst des Bajonnetfechtens nichts verstand, wollte ihn Niemand, und der Capitän mußte ihn endlich gegen das Versprechen, seine Schuld später zu bezahlen, entlassen.

Ein Salomo.

Abdul Hamid ben Ali war ein weiser und guter Regent. Sein Volk verehrte ihn als einen gütigen und gerechten Vater, und die schwierigsten Rechtsfälle fanden ihre Entscheidung durch ihn, wenn sie — und das geschah regelmäßig — vor die Stufen seines Thrones gelangten. —

Eines Tages traten Murad ben Abner und Muley, zwei Jünglinge in der Jugend schönster Blüthe, vor ihn und trugen ihm ihren „Fall" vor.

„Herr," begann Murad, „wir sind seit frühester Jugend die besten Freunde, und nun droht unserer Freundschaft arge Gefahr, denn wir lieben Beide Fatme, die Tochter Deines Kämmerers; von ihr lassen, können wir nicht und unsere Freundschaft zerstören, wollen wir nicht —entscheide Du, Herr!"

„Hm", sprach Abdul Hamid, „wer von Euch Beiden ist der Reichere, daß er dem Mädchen ein ruhiges und schönes Leben bieten kann?"

„Wir sind Beide mit Gütern gleich gesegnet, Herr und Gebieter," antwortete Muley.

„Und wem ist die Fatme besser gesinnt?" forschte der Richter weiter.

Erröthend schwiegen Beide.

„Wohlan, so ruft mir Fatme!" befahl der Sultan seinen Trabanten.

Fatme erschien, schön wie der Tag, wenn er von der Sonne geküßt wird.

„Tritt näher, Fatme," befahl der Sultan milde. „Diese beiden Jünglinge werben um Dich — wähle!"

„Ach, Herr," sprach Fatme — und ein glühender Blick traf die edlen Gestalten der Werber — „sie stehen meinem Herzen gleich nahe, und ich will nicht, daß durch mich ihre treue Freundschaft in die Brüche gehe."

Der Sultan zog die Stirne kraus. Dann glitt ein Lächeln über sein kluges Gesicht.

Und er sprach: „So hört! Murad und Muley! Kennt ihr ein noch stärkeres Gefühl als die Liebe zu Fatme?"

„Ja, Herr," rief Murad rasch, „die Liebe zu Dir!"

Und Muley setzte warm fort: „Wie der Sonne Strahl, brennt die Liebe zu Dir, o Herr, und wie das liebe Licht der Sterne leuchtet in uns die Liebe zu Fatme!"

„Wohlan," entschied der Sultan, „so hört! Ich danke Euch für Euere Treue. Und da sie größer ist, als die Liebe zu Fatme, so werdet Ihr in dieser Euere Herrin ehren, denn heirathen werde — Ich sie!" — —

Zwei Seufzer.

Der Mann.

Im Brautstand war sie so reizend,
In der Ehe nur reizbar sie wird;
Im Brautstand zeigte sie Chic nur,
In der Ehe sie nur chikanirt! —
Oh! —

Die Frau:

Im Brautstand glich er dem Lamme,
In der Ehe ist er ein Bär;
Im Brautstand Feuer und Flamme,
In der Ehe, da raucht er nur mehr.
Ah! —

— Zarter Wink. Frau: „Männchen, eben habe ich ein Gedicht begonnen: „Grüne Matten, Himmel blau" .... Ist das nicht ein hübscher Anfang?" — Mann: „Ich möchte Dir eine kleine Aenderung vorschlagen: „Grüne Erbsen, Karpfen blau".... Wie wäre es damit?"

— Verdächtig. A.: „Warum haben Sie denn den Kopf verbunden?" — B.: „Ach, meine Frau mußte mir diese Nacht den Schlüssel herauswerfen, wie ich nach Hause kam, und der ist mir an den Kopf geflogen!"

— Vorschlag. Erster Schriftsteller: „Ach, neulich ist mein Schauspiel durchgefallen!"—Zweiter Schriftsteller: „Und meines auch!" — Erster Schriftsteller: „Wie sich das wunderbar trifft, da können wir einmal eines zusammenschreiben!"

— Hereingefallen. „Du hast Dich mit Fräulein Emma verlobt? Soviel ich mich erinnere, konntest Du sie früher nicht leiden!" — „Das war wegen ihrer Eitelkeit, weil sie immer nach der neuesten Mode gekleidet ging. Jetzt aber kleidet sie sich so einfach!" — „Ja, das Einfache ist eben jetzt die neueste Mode!"

— Gute Miene zum bösen Spiel. A.: „.... Der Rosenknopf soll viel verloren haben; hast Du ihn gesehen — was macht er?" — B.: „Was er macht? Gute Miene macht er zum Börsenspiel!"

— Ein glücklicher Ochs. — Vorstand der Jury einer Viehausstellung: „Ihr Ochs, Stoppelbauer, hat den ersten Preis bekommen!"—Bauer: „Das muß i' ihm gleich sage — der wird a' Freud habe!"